

Monatsblätter.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und
Alterthumskunde.

Der Nachdruck des Inhaltes dieser Monatsblätter ist unter Quellenangabe
gestattet.

Johann August Kriebel, wendland Präpositus
in Wolgast.

Ein seinem Tagebuche nach erzähltes Lebensbild.

Von Dr. jur. Axel Benedix, Königlichem Erstem Staatsanwalt
in Halberstadt.

(Fortsetzung.)

„Das Höchste waren drey Jahre, die mir mein Vater für die Academie zugestanden hatte. Ich konnte dabey nur höchstens auf diese Jahre auf 400 Rthlr. rechnen. Mein Vater hatte noch viel weniger gehabt, und er nahm nicht sonderlich Rücksicht auf die Veränderung der Zeiten.

Die ersten zwey Jahre kam ich schon nicht voll mit dem bestimmten Gelde aus, obwohl ich in der Zeit den Pommerschen Freitisch genoß und keine Collegien bezahlte. Die theologischen Collegien wurden damahls sehr selten bezahlt. Die Professoren nahmen nur ein Honorar von Denen, die es selbst gaben und noch dazu mit der Frage, ob sie auch soviel hätten, daß sie bezahlen könnten? Meine Schulden waren nicht beträchtlich. So lange ich auch Anstand nahm, sie meinem Vater zu

entdecken, so mußte ich es am Ende des zweiten Jahres doch thun, um mich nicht außer Credit zu setzen. Ich erhielt das Geld. Denn für mich redeten die Kriegsumstände, da der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, die Lebensmittel auch schon anfangen theurer zu werden und auch nach und nach das Geld schlechter wurde.

Der Krieg schlug bey dem Einrücken der Franzosen im Saalkreise und in Sachsen seinen Schauplatz auf, und ich weiß eine Zeit von 8 Wochen, wo man um das Nothdürftigste, den Tisck, den ich im dritten Jahre nicht mehr frey hatte, miteingerechnet, 18 Groschen täglich bedurfte. Zu dem Nothdürftigsten rechne ich freilich Koffee, Merseburger Bier und Toback, welches kein Nothdürftigstes war. Aber was macht sich der Mensch nicht zum Bedürfniß!

Zum Glück öffnete mir die Vorsehung einen Weg, wodurch ich mehr bestreiten konnte. Mein Mutterbruder, der Kriegsraht von Glahn, der damahls das Departement auf den Mecklenburg-Schwerinschen Ämtern, die dem Könige von Preußen verpfändet waren, verwaltete, verschaffte mir ein Stipendium aus Lübeck auf 3 Jahre. Das 1. Jahr erhielt ich 200 Thlr., das 2. 250 und das 3. Jahr 300 Thlr. Hierzu schoß mein Vater zuweilen etwas zu, soviel er eben bey den damahligen Kriegsunruhen konnte. Denn die Russen hausten damahls in Hinterpommern, von denen er auch einmal geplündert wurde. Viel konnte es also nicht werden, was er mir reichen konnte. Das Vorzüglichste, was ich gewann, war, daß meine academische Laufbahn verlängert wurde. Mein Vater und ich fürchteten Beide uns dafür, daß ich zu Hause kommen müßte. Da würde mir wohl der Soldatenstand gewiß gewesen seyn, und ich erhielt daher öfters von meinem Vater die Weisung, außer Landes zu gehen. Auch dies schickte Gott mir später auf eine wunderbare Weise, doch ohne Wunder.

Hinzu zu meinen Einnahmen kam noch ein größerer Erwerb, der mir in der letzten Zeit manchen Friedrichs'd'or

einbrachte. Ein Freund von mir, der nachmalige Consistorial-Rath Thiede in Schweidnitz, verließ die Academie. Er war bisher, wenn ich so reden darf, academischer Dichter gewesen. Ich trat an seine Stelle. Privat- und öffentliche Gedichte, sogar im Namen der Academie mußte ich machen sowohl, als für das collegium musicum, wenn Solemnitäten vorstelen. Ich mußte den Text zur Music aufsetzen. Für einen Dichter habe ich mich nie gehalten, aber ein leidlicher Versifikateur war ich.

Auf die Art half ich mich bis zum Ende meiner academischen Jahre durch. Außer der überhandnehmenden Theuerung lag die Ursache meiner Schulden auch darin, daß mein Wechsel beinahe über ein halbes Jahr über die Zeit ausblieb. Daran war die Hemmung der Posten schuld, die auf der einen Seite von den Schweden und auf der andern von den Russen nicht durchgelassen wurden. Unter der Zeit hatten die Gläubiger Gelegenheit genug, soviel anzuschreiben, als ihnen beliebte. Der einzige, der mich nicht prellte, war der Speisewirth und dieser vielleicht auch nur darum, weil er mich nicht prellen konnte, da ich den Tisch veraccordirt hatte.“

So kam der November 1759 heran. Immer schon hatten Vater und Sohn in der ständigen Befürchtung, wenn Letzterer nach Hause komme, werde ihm der Soldatenstand doch noch gewiß seien, darüber verhandelt, daß es sich empfehle, er „gehe außer Landes“, und hierzu bot sich jetzt Gelegenheit. Ein Studienfreund, Sohn eines Hallenser Fabrikanten Meister, hatte durch Vermittelung eines Hamburgers den Auftrag erhalten, für das Haus des Professors Andreas Meyer in Greifswald einen Theologen als Hauslehrer zu besorgen. Der junge Meister bot die Stelle dem Urgroßvater an. Greifswald war grade ein Ort nach dessen Wünschen. Dort lebte zudem ein Vaterbruder, der Postmeister Kriebel. In dem nahen Wolgast war eine Motterschwester an den Archidiaconus Berlin verheirathet, und noch andere Verwandte wohnten in Stralsund. Dennoch wurde der Schritt sehr sorgfältig überlegt. Zunächst trug Kriebel seinem Hallenser Lehrer Meyer die Angelegenheit

vor. Dieser schilderte ihm zutreffend die Greifswalder Verhältnisse: „Die Academie dort sei in zwey Parteien getheilt. Bey der einen stehe eben der Professor Meyer, der den Hauslehrer für seinen Sohn suche, an der Spitze; bey der andern der Generalsuperintendent v. Balthasar. Gleich anfangs waren die Professoren nicht zufrieden, daß Meyer als ein Ausländer — er war aus Augsburg gebürtig — von Wittenberg dahin berufen wurde. Meyer war Professor der Astronomie. Um seinem Fache tüchtig vorstehen zu können, hatte er durch Hülfe des damahligen beständigen Kurators, nachherigen Kanzlers, v. Horn es dahin gebracht, daß die Academie viele theure astronomische Instrumente anschaffen mußte. Solche Ausgaben waren die Professoren nicht gewohnt, und das legte den ersten Grund zum Widerwillen. Zudem war Meyer ein besonderer Liebling beyhm Kurator, in seinem Fache ein geschickter Mann, brillant witzig, nur etwas übereilt. Den vorzüglichsten Unwillen der Gegenparthey habe Meyer sich dadurch zugezogen, daß er durchsetzte, das alte academische Gebäude solle niedergerissen und ihm selbst die Direktion des neuen Baues übertragen werden. Hier möge er wohl etwas herrisch verfahren haben und seinen eigenen Ideen zu sehr gefolgt seyn. Den übrigen Herren Professoren wären die Kosten des Baues übertrieben vorgekommen. Meyer habe sich an nichts gekehrt, immer geantwortet, dergleichen Dinge verstünden die Herren nicht, und so schließlich doch immer den Sieg davongetragen. Der Hallenser Meyer rieth zur Annahme der Greifswalder Stelle, die freilich den Urgroßvater zwischen Thür und Angel, zwischen die Antipoden Meyer und v. Balthasar setze, welcher Letzteren Kriebel doch wegen seines weiteren Fortkommens auch zum Freunde haben müsse. Es sey einem jungen Manne gut, wenn er gleich in eine Lage komme, wo er behutsam seyn, ohne die Moralität zu verletzen, doch sich immer determinirt zu benehmen und sich klug zu betragen lerne. Auch könne Meyer-Halle den Urgroßvater an seinen alten zuverlässigen Freund, den Rektor Casius, empfehlen.“

So entschloß sich der Urgroßvater, die Stelle anzunehmen — wenn er nur mit seinen 250 Rthlr. Schulden aus Halle fortkäme. Auch dazu fand sich Rath. 50 Rthlr. borgte ein Schulfreund, der zu Leipzig in einem Handlungs-Comtoir arbeitete, und den Rest übernahm Vater Meister gegen einen Wechsel. „Aber wie sollte nun die Nachricht, daß ich die Stelle annehme, nach Greifswald gelangen? Ueber Berlin konnte ich nicht schreiben, weil die Russen die Posten nicht durchließen, im Mecklenburgischen und jenseit Stettin standen die Schweden, da war es unsicher, ob ein Brief aus dem Preußischen nach Greifswald gelange. Der alte Meister weiß wieder Rath. Er berichtet seinem Hamburger Geschäftsfreunde unter Beifügung eines Briefes des Urgroßvaters an dessen Onkel Postmeister, der die Bitte enthält, sich in Greifswald mit Professor Meyer zu besprechen. Sechs Wochen währte es, ehe ich Antwort erhielt. Endlich kam sie nebst einem Brief des Professors Meyer, der mir die Ersetzung der Reisekosten zusicherte. Der Onkel Postmeister schrieb die Reiseroute vor. Ich sollte über Magdeburg und von da mit der Mecklenburgischen Post über Parchim und Rostock nach Greifswald kommen. Nunmehr brachte ich die Angelegenheit meiner Reise in Ordnung und versah mich mit einem academischen Passe. Meine Schulden wurden bezahlt. Innerhalb 8 Tage lief auch ein Theil meines Lübecker Stipendiums mit 30 Dukaten ein. Hierdurch konnte ich schon einen beträchtlichen Theil meiner Wechelschuld lösen. Denn das Silbergeld, worauf sie gestellt war, war beträchtlich schlechter geworden, sodasß diese 30 Dukaten schon 127 Rthlr. machten. Den Rest bezahlte ich noch aus Greifswald. Ich hatte noch soviel Geld, daß ich meine Reise bestreiten konnte. Einige Freunde gaben mir das Geleite bis Calbe. Dort setzte ich mich auf die Post und fuhr auf Magdeburg mit einer französischen Demoiselle Gallafree, die nach Boizenburg ging. Gleich in der ersten Nacht aber hatten wir das Unglück, daß uns der Postillon in einen tiefen Graben warf. Wir wurden hier frehlich bei

den im November schon tiefen Wegen arg beschmutzt, aber das war für mich noch der geringste Unfall. Ich hatte bey dem Umwerfen eine Düte mit Gold aus der Tasche verloren und mochte im Roth noch soviel herum greifen, so konnte ich sie in der finstern Nacht doch nicht wieder finden. Hier half weiter nichts, als daß ich mich geduldig wieder auf den Postwagen setzte und auf Magdeburg zufuhr. In Salze hatte ich mich einigermaßen vom Schmutz gereinigt und traf in der folgenden Nacht in Magdeburg ein. Bey der Wache hatte ich noch einen sonderbaren Vorfall, der mich etwas bange machte. Ich nannte meinen Namen und wies meinen Paß vor. „Brüderchen! bist Du es, Kriebel? Wo willst Du hin?“ Ohne weitere Expectationen nahm ich den Mann für bekannt an, denn es war finster. Ich antwortete: „ich gehe mit der Post weiter und als Königlich Secretarius nach Parchim.“ „Nun, so reise glücklich,“ sagte der Unteroffizier. Ich war froh, daß ich den Menschen vom Halse hatte. Weiß Gott, wer es war. Vermuthlich war er einer von den Halle'schen Studenten, die durch die damahligen Umstände genöthigt waren, unter ein Freibataillon oder unter die Husaren zu gehen. Als ich aus Magdeburg wieder heraus war, wurde ich vergnügt, daß ich keine preußische Garnison mehr zu befürchten hatte. Die Reise ging über Burg, bis wir in Lenzen ankamen. Die Mecklenburgische Post war schon abgegangen. Einige Thaler hatte ich noch in der Tasche. Ich frug, wie weit es von da bis Parchim sei? „Nur 5 Meilen.“ Ich blieb also zur Nacht und fuhr tags darauf mit einem gemietheten Fuhrwerk nach Parchim. Dort kam ich bei meinem Onkel Kriegs-rath in's Trockene. Bey der alten Gemahlin meines Mutterbruders schmeichelte ich mich so ein, daß sie mich unter einer Woche nicht fortließen. Dann füllte mein Onkel meine Börse wieder, und ich fuhr auf Güstrow. Hier blieb ich eine Nacht. Dann reiste ich nach Triebsees. Hier traf ich die ersten Schweden und kam nach einer in dieser kleinen Stadt in einem engen Zimmer unter 4 schwedischen Reutern bey einer Frau mit

einem säugenden Kinde zugebrachten Nacht den darauffolgenden Abend in Greifswald bey meinem Vaterbruder an.“*)

Der Urgroßvater ist nun in dem gesegneten Lande Neuvorpommern, damals war es noch schwedisches Land, gelandet, das ihm zur lieben Heimath wurde und ihn, auch nachdem es zu Preußen gekommen war, festhielt als treuen Sohn der Scholle, bis er am 3. Dezember 1818 zur ewigen Ruhe einging. Von Ende 1759 bis Ende 1767 blieb er in Greifswald, erst als Hauslehrer, dann als Leiter der Schule an Stelle seines alten, nach Rostock übersiedelten Gönners Ladius. Danach zog er um die Jahreswende 1768 mit seinem geliebten jungen Weibe Charlotte, jüngsten Tochter des Generalsuperintendenten Stenzler, in die Pfarre der kleinen Landstadt Güzkow ein, wo er blieb, bis ihn sein König 1782 als Präpositus nach Wolgast berief, um hier zu seinem Lebensende auszureifen als ein treuer, fröhlicher, in allen Schicksalen muthig bewährter Gottesmann. Auch die Schilderungen seines späteren Lebens in seinem Tagebuche sind ausnahmslos schlichte Berichte einfacher, selbsterlebter Begebenheiten. „Die ganze Sphäre, worin ich lebte, war nicht danach beschaffen, mich zu einem wichtigen Menschen zu machen, geschweige denn mich zu einer Auszeichnung hinzuführen. Bene vixit, qui bene latuit. Da ich mich frühe dem gelehrten Stande widmete, so wollte ich mich bloß im Mittelstande halten, aber mir auch die Geschicklichkeit erwerben, die mich zur Führung desselben tüchtig machte.“ Von diesen Erlebnissen seien in Nachfolgendem noch einige lose Blätter wiedergegeben.

Als bald tritt er seine Funktion als Hauslehrer des Johann Andreas Meyer, nachmals Medici und Geheimen

*) Angenommen, der Urgroßvater ist mit seinem Comitatus flott von Halle bis Calbe am ersten Tage geritten, so ergeben sich immer noch 8 Tage eigentliche Reise mit 6 Nachtquartieren (das Grabenunglück zwischen Calbe und Salze, Magdeburg, Lenzen, Parchim, Güstrow, Triebsees.) Wer heute 5⁴⁵ B. in Halle mit dem D-Zuge abfährt, ist über Berlin um 11 B. in Greifswald.

Raths in Berlin, an. Anfangs hatte er es nicht leicht, und es fehlte auch nicht an kränkenden Zurücksetzungen. So sucht ihn gleich beim ersten Mittagmahle der Sohn des Kanzlers als Gast im Meyerschen Hause dadurch zu blamiren, daß er mitten in die deutsch geführte Unterhaltung eine französische Anrede einflicht, und bei einer anderen „Solennität“ bittet sein Wirth, da er nur zwei Bouteillen Champagner habe, möge Kriebel sich mit dem andern Weine begnügen. In all solchen kleinen Fährnissen hilft ihm aber seine frische, unverfrorene Fröhlichkeit, immer die Lacher auf seine Seite zu bringen. Den Sohn des Kanzlers führt er durch eine lateinische Antwort ab, und von den zwei Bouteillen trinkt er schließlich mit Excellenz von Horn die eine allein selbender aus. Das Erziehungswerk, nach strengen, pädagogischen Grundsätzen systematisch geregelt, ist nicht einfach, wird aber zu gutem Ende geführt. Zweierlei ist dabei zu beachten. Einmal lehnt der Praeceptor es ab, jeden Morgen mit dem Knaben zu beten. „Ich erwiderte, daß ich für mich selbst das nicht immer thue, sondern nur dann, wenn ich mein Gemüth dazu gestimmt finde. Aber ich nahm öfter Gelegenheit, vor dem Vortrage und dem Gespräche über die Religions-Wahrheiten ein kurzes Gebet selbst zu sprechen. Den Knaben ließ ich nicht beten, weil es fast nichts als Gewäsche wurde. Dann nur verbreitete ich mich länger und kräftiger in meinen Wünschen zu Gott, wenn die Lehren, die wir behandelten, auf seine moralischen Gesinnungen wirken konnten.“ Und zum andern, so oft er auch mit seinem Zögling in Flur und Feld geht, Insekten und Pflanzen sammeln, das Spiel, wozu er sovieler Neigung hatte, schlug ich ihm gänzlich ab und überließ dies dem Vater. Ich hatte schon damals bemerkt, daß das Spiel mit jüngeren Leuten sie zu dreist macht und zur Familiarität Veranlassung giebt. Das wollte ich mit meinem Cleven vermeiden.

Neben der Hauslehrerarbeit bietet sich Gelegenheit zur Beschäftigung mit der schönen Litteratur, zum Predigen und zu ernstern theologischen Studien. Letzteres führt 1760 zum

Kandidaten-Examen. Auch dessen Schilderung charakterisirt die damalige Zeit.

„Bald darauf ließ mich der Herr Generalsuperintendent auf eine Tasse Kaffee zu sich bitten, ja, ich mußte sogar, welches damals eine große Ehre schon für einen wirklichen Kandidaten war, eine Pfeife Toback mit ihm rauchen. Gleich erschien auch Herr P. Brockmann, der als Deputirter des Ministeriums meine Predigten angehört hatte. Und nun erklärte der Herr Geralsuperintendent, gewillt zu sein, mit mir das tentamen candidatorum vorzunehmen. Alles geht gut, und wie der Examinande allen Kreuz- und Querfragen gegenüber schlicht aber fest, bei der Lehre der heiligen Schrift beharrt, Christus sei ohne Sünde gewesen, da schlägt ihn der Generalsuperintendent zustimmend und das Examen abschließend auf die Schulter: „Dabey bleib er!“ Denn damals nannte noch der Generalsuperintendent alle Leute Er! — So war ich denn nunmehr Candidat des Predigtamtes geworden, damit aber auch unter die Fuchtel des Generalsuperintendent gekommen und wie Meyer-Halle vorausgesagt — die Spannung blieb nicht aus. Der Generalsuperintendent wollte, daß der Urgroßvater alle 14 Tage für ihn predigen solle. Dies schlug er ab, und der alte Herr nahm es ihm so übel, daß er ihn nun überhaupt nicht darum ersuchte. Erst zwei Monate vor seinem Tode lenkte er ein. Er schickte dem Urgroßvater sogar bei der ersten Predigt auf der Kanzel den Auftrag zu, die Gemeinde zu einer Fürbitte für ihn als einen schwachen Mann, der seines Endes harre, aufzufordern, und erklärte, daß er völlig ausgeföhnt sei.“

Einstweilen behielt Kriebel seine Hauslehrerstelle noch bei, trieb fleißige Nebenstudien und erwarb sich auf Anregung des Kanzlers v. Horn auch den akademischen Doktorgrad oder „richtiger den Grad eines Magisters der Philosophie. Zwar hieß es in dem Magisterdiplom *creo, renuntio te N. et in Philosophiae doctorem et artium liberalium magistrum*, aber man hieß nicht Doktor, sondern Magister. Ich weiß nicht, ob die Meisterschaft mehr galt, als die Doktorchaft,

ohnerachtet es bei vielen um jene sehr windig aussah. Ich habe nachher auch manchen meines Gleichen gefragt, was für Dinge die artes liberales wären — wie mancher wußte es nicht, ob schon er Meister drin war! Die spätere Aenderung dieser Titulatur stammte, soviel ich der Sache zugehört habe, von Göttingen her. Als ich den Grad des Magisters annahm, wüthete noch der siebenjährige Krieg und die Anzahl derer, welche während der Zeit promovirt hatten, belief sich über 50. Die meisten waren Schweden. Kein einziger war öffentlich proclamirt und an der Promotion gegenwärtig, als ich allein. Der Professor Dähnert stellte eine Solennität sämmtlicher unter seinem Dekanat ernannten Magister an, und ich las bei dieser Gelegenheit mein Gedicht über die Macht der Dichtkunst vor, welches nachher von der Academie zum Druck befördert wurde. Daß mein Gedicht einigermaßen geschätzt wurde, kam daher, daß sonst Niemand damals in Pommern der Dichtkunst sich hingab. . . . Ich erbat und erhielt von der philosophischen Fakultät licentiam legendi, eröffnete Vorlesungen über Poesie und Beredsamkeit und hatte viel Freude dran, da ich merkte, daß ich unter den Studenten auf ihren Geschmack einwirkte, zu welchem Ende auf der Academie nichts geschah.“

Unter anderen litterarischen Erzeugnissen wird noch besonders eines Gedichtes erwähnt zu Ehren und auf den Geburtstag des Königs Adolph Friedrich nach wiederhergestelltem Frieden, das auch in Stockholm gedruckt erschien.

(Schluß folgt.)

Pommersche Burgen.

Von B. Rüdten.

V. Burg Garz.

Gard, garz bedeutet „Burg“.

Lage und Entfernung: von Kammin SO 10,0 km, Wollin NO 16,0 km, Reckow O 3,7 km, Gahnz W 1,7 km, Gülzow NW 11,9 km, Martentin NO 12,0 km.

Nachrichten:*) 1876 Baltische Studien, 26. Jahrgang S. 178; 1880 B. Rücken, Geschichte der Stadt Kammin, S. 5.

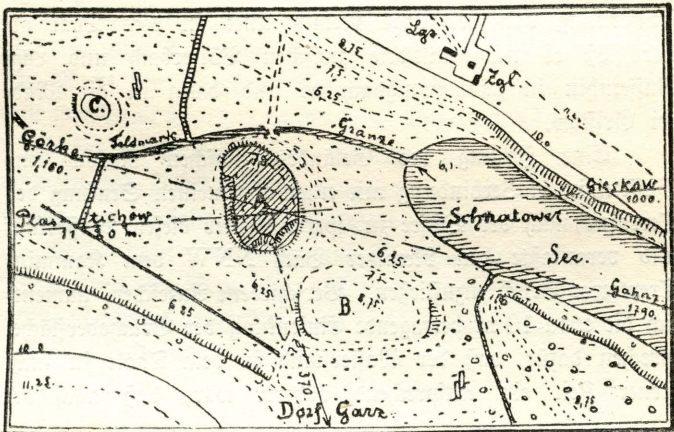
Eineindrittel Meile südöstlich von Kammin zwischen dem Nemiger und dem Bölzer Bache befindet sich ein WNW verlaufendes, tiefeingeschnittenes, theilweise mit hohen Steil- ufern eingefasstes Thal, angefüllt ungefähr zur Hälfte von dem Schnatower See und zur anderen Hälfte von einem Bruch, welcher als verlassenes Bett des Nemiger Baches zu betrachten ist. Dieser Bach bog zu einer Zeit, als an menschliche Bewohner noch nicht zu denken war, in geringer Entfernung von der Lage Nemitz links in dies Thal ab, durchfloß es und mündete zwischen Bölzerbach und Lage Bussenthin in das Honigbachthal und dann in die Wade bei Griftow.

Eine Hebung des Geländes zwischen Reckow und Bussenthin in Verbindung mit einer allgemeinen Senkung des Terrains nach der Ostsee zu, sperrte später diesen Wasserlauf und veranlaßte den Nemiger Bach NNW dem Kammin-Treptower Bruch zuzusießen. Verschiedene Anzeichen, namentlich die etwa 10 m betragende Einsenkung der Bruchoberfläche, sprechen dafür, daß der Wasserstand in dem Thale in nicht ferner Zeit ein entsprechend höherer war, daß auch der

*) Anmerkung der Redaction: Walter, Praehistorische Funde in Pommern, Stettin 1889. Berichtet unter 234. Garz:

Burgwall, durch Planken, Faschinen und Pfähle erweitert, mit vielen tausend slawischen Scherben und reichen Ansiedlungsspuren, Verh. (der Berliner Gesellschaft für Anthropologie zc.) 1870, Juli, 473; 1875, Mai, 8; 1876, Juli, 15; Behla, 140. Zwei Knochenpfrieme im A. M., 36. J. B., 52; Verl. Kat., 328. Bearbeitete Elchstücke, Verl. Kat., 367. Nadel und Pfriem aus Hirschhorn, Elengeweih mit Bearbeitungspur, Knochen von Hausthieren, Agraffe aus Bernstein, eiserne Messer, Spinnwirtel, 2 Mühlsteine, Reste von Buch- und Haselnüssen, Fragmente von Lehmewurf, Urnenscherben mit Wellenlinien und Leistenornament im Verl. Mus. II, 9936—70 und I, 4505—10. Wendische Gefäßscherben im Märk. Mus. 2709—30. — Abb. v. slaw. Topfböden Verh. 1870, Dez., Taf. VI.

Schnatower See eine bedeutend größere Längenausdehnung hatte. Aus wirthschaftlichen Gründen ist der Wasserabfluß des Thales mittelst eines tiefeingeschnittenen Kanales bei Plastikow nach dem tieferliegenden Bölzerbach bewirkt. An den Ufern des langgestreckten Thales liegen die Orte Gahnz (die frühere Burg Rante) d. h. Ecke, diesem gegenüber Schnatow d. h. gegenüberliegender Ort (in Bezug auf Rante), D. Gieskow d. i. Ort der Bremsen, D. Garz d. h. Burg, D. Görke d. i. Hügel, Plastikow d. i. flacher Ort.



Jetziger Zustand.

Burg Garz.

Aufgenom. 1900

Nördlich von Dorf Garz, ganz in der Nähe desselben, liegen in dem Thalbruch drei Bodenerhöhungen, von denen die mittlere (A der Karte) mehrfach untersucht und beschrieben ist, u. a. auch von Herrn Prof. Virchow. Sie hat die Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß hier verschiedene übereinandergelagerte Reste menschlicher Wohnstätten nachgewiesen werden konnten. Unter Berücksichtigung des Namens des dicht danebenliegenden Dorfes „Garz“ „die Burg“ ist wohl kein Zweifel, daß diese Bezeichnung mit der verlassenen Wohnstätte in Zusammenhang steht, daß diese selbst die Burg und zwar

eine wendische war. Der jetzige Befund ist derselbe, wie ihn E. Rücken erläutert, nur sind seit 1880 weitere Abgrabungen an den Ufern vorgenommen, welche immer dasselbe Bild der abwechselnden Achenlagen zeigen. Diese Abgrabungen erfolgten stets nur bis zur Höhe der umgebenden Wiesen, so daß rings um den Hügel nach und nach ein ebenes festes Vorland geschaffen wurde, das in der äußeren Linie genau die frühere Form und die ursprüngliche Größen-Ausdehnung der Burg zeigt. Von Wall und Graben fehlt jede Spur, nur der östliche, die beiden Hügel A und B trennende Wiesenstreifen ist wohl als Rest eines früheren Grabens anzusehen. Der neben letzterem führende Weg muß der Lage nach schon zu allen Zeiten an derselben Stelle gewesen sein.

Außer dem Namen der Burg, Garz, haben wir nicht die geringste Nachricht von dieser Feste. Sie ist aber als eine der ältesten in Pommern anzusehen, auch wohl in dieselbe Entstehungszeit zu setzen wie der Schloßwall bei Medewitz, mit dessen Gestaltung und Art der Garzer Burghügel große Ähnlichkeit zeigt. Beide Burgen sind scheinbar nicht durch einen Erdwall, sondern durch Palissaden, Flechtwerk oder Verhau geschützt, da sonst von den Wällen doch eine Spur zu finden wäre. Es giebt in Pommern eine ganze Reihe von „Burgwällen“, die wohl die geschützte Lage im Bruch, aber keinen Anhalt zur Annahme von Wällen zeigen. Dieser Umstand ist wohl nicht immer durch ein Verschwinden des Walles zu erklären, namentlich nicht dort, wo durch die Abgeschlossenheit der Lage in einem Bruch kein genügender Grund zur Ausführung einer solch bedeutenden Arbeit vorlag, wie das Beseitigen eines Walles erforderte. Andererseits aber geben uns mehrere Namen Kunde von Festen, deren Bewehrung mittelst Flechtwerk, Verhau u. s. w. hergestellt war. Diese Befestigungsart wurde von den Wenden hauptsächlich wohl in den ersten Zeiten angewendet, so bei Plathe, Plote, Pletsenitz u. s. w. (Flechtwerk), sodann bei Köwenhagen, Rübenhagen, Rubenow, Rubkow u. s. w. (Verhau, Verhack).

Im Uebrigen iſt es ja bekannt, daß vor den Wenden ſchon die Germanen zu römischen Zeiten für ihre Hauptpläze eine Befeftigung durch Flechtwerk, ein Verhau mittelſt Holzſtämme benutzten. Für dieſe Conſtruktion giebt denn auch das vollſtändige Verſchwinden derſelben durch Feuer, Verweſen u. ſ. w. Erklärung.

Die Burgſtätte bei Garz liegt in der Feldmark des Dorfes, hart an der nördlichen Grenze derſelben, welche durch den aus dem Schnatower See fließenden Bach gebildet wird. Mit Ausſchluß von zwei Bauerhöfen war 1464 Garz ein Lehn der v. Mellin, Lehnsnachfolger der Familie Troje.

Literatur.

E. Faulſtich. Zur Geſchichte Stralsunds in der Zeit der Grafenfehde. Jahresbericht des Gymnaſiums zu Stralsund 1902.

Vornehmlich auf Grund von Einnahmeregiftern aus den Jahren 1534 und 1535, die im Stralsunder Rathſarchive aufbewahrt werden und eine eingehende Rechnungslegung über zwei in dieſen Jahren erhobene Kriegsſteuern und andere zu Kriegszwecken verwendete Einkünfte enthalten, unterſucht der Verfaſſer die Antheilnahme Stralsunds an der ſogenannten Grafenfehde von 1534—36. Bekanntlich ſuchte damals Lübeck im Bunde mit drei anderen wendischen Oſtſeeſtädten das einſt beſessene Verfügungsrecht der Städte über den dänischen Thron wieder zu gewinnen. Aus welchen Gründen und mit welchen Mitteln Stralsund an dieſem Verſuche ſich betheiligte, wird in der vorliegenden Abhandlung ſehr ſorgfältig und eingehend dargeſtellt. Dabei bleibt der Verfaſſer nicht an der Oberfläche, ſondern ſucht in die tieferen Motive einzudringen und den Zusammenhang mit den inneren Zuſtänden darzulegen. Dadurch werden auch ſehr beachtenswerthe Ergebniſſe für die Auffaſſung der ſtädtiſchen Umwälzungen in der damaligen Zeit gewonnen. Mit vollem Rechte betont der Verfaſſer den Zusammenhang der Revolution und der Kriegspolitik der Jahre 1534 und 35, die auf demſelben wirthſchaftspolitischen Boden erwachſen ſind und in der außerhalb der Rathſverwandtschaft ſtehenden höheren Bürgerschaft ihre Urheber und Leiter gehabt haben. Weiter werden die Einnahmeregifter auch zu einer Berechnung der damaligen Bevölkerungszahl der Stadt benutzt, die auf etwa 11—12000 anzufezen iſt.

Die ganze Arbeit zeugt von sorgfältigem Studium des vorhandenen Quellenmaterials und tiefem Eindringen in die damaligen Verhältnisse. Zu wünschen wäre, daß die kirchliche Umwälzung Stralsunds, die mit der sozial-wirtschaftlichen in engem Zusammenhange steht, eine ebenso vortreffliche Behandlung fände.

M. W.

M. Wehrmann. Aus Pommerns Vergangenheit. Sechs Vorträge, im Stettiner Frauenverein gehalten. Stettin, L. Saunier, 1902. 103 S., 8. Brosch. 1,60 M.

In dem vorliegenden Werke hat der Verfasser sechs Vorträge vereinigt, welche er im Laufe des letztvergangenen Winters im Stettiner Frauenvereine unter lebhaftem Beifall gehalten hat. Die einzelnen Kapitel enthalten in sich abgerundete, lebensvolle Bilder aus Pommerns Vergangenheit; sie handeln 1. von der Christianisierung des Landes, 2. von der Germanisierung des Landes, 3. von der Hanfa und dem mittelalterlichen Städtewesen, 4. von Herzog Bogislaw X. und der Reformation, 5. vom dreißigjährigen Kriege und dem Großen Kurfürsten und 6. von den Zeiten der drei preußischen Könige Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. Dadurch, daß die Themata der einzelnen Kapitel sich an die hauptsächlichsten Entwicklungsepochen der Geschichte Pommerns anlehnen, erreicht es der Verfasser, daß die Leser einen Ueberblick über die gesammte Geschichte unserer pommerschen Heimath gewinnen, und zwar nicht bloß für die Zeit, wo Pommern seine Sondergeschichte hatte, sondern auch für die Zeit, wo es bereits dem preußischen Staatskörper als Glied eingefügt war. Daß dabei die Geschichte Stettins eine besonders eingehende Berücksichtigung gefunden hat, ist bei dem Zweck, der zur Entstehung des Werkes Veranlassung gegeben hat, natürlich. — Der Verfasser schöpft überall aus dem Vollen; bei seiner umfassenden Kenntniß der heimischen Geschichte ist er in der Lage, nicht nur die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der pommerschen Geschichte, sondern sehr häufig auch die Ergebnisse eigener Quellenforschung benutzen zu können. So hat der Verfasser ein Werk geschaffen, welches sich auch ohne besondere Empfehlung zahlreiche Freunde erwerben und zur Pflege der heimischen Geschichte nicht unwesentlich beitragen wird.

Dr. A. Haas.

Notizen.

In dem Archiv der „Brandenburgia“ (IX S. 58—69) behandelt G. Schuster die wechselvollen Schicksale der Markgräfin Margarete von Brandenburg, der Tochter des Kurfürsten

Joachim I., die sich im Januar 1530 mit dem Herzoge Georg I. von Pommern vermählte, bereits am 9./10. Mai 1531 Wittwe und 1534 in zweiter Ehe die Gemahlin des Fürsten Johann II. von Anhalt wurde.

Erschienen ist: Aus schwerer Zeit. Erinnerungen an die Drangsale und Leiden der Stadt und Festung Altdamm aus der Zeit der Franzosenherrschaft in den Jahren 1806—1813. Aus alten Akten und nach amtlichen Quellen geschildert von E. Fritz, Magistrats-Registrator in Altdamm. Im Selbstverlag des Verfassers. 1902. — Aus der gut gemeinten kleinen Schrift erfahren wir manche Einzelheiten über die Franzosenzeit Altdamms. Wesentlich neues Material wird nicht geboten.

Zuwachs der Sammlungen.

Bibliothek.

1. H. Lütke mann. D. Joachim Lütke mann. Sein Leben und sein Wirken. 2. Aufl. Braunschweig u. Leipzig 1902. Geschenk des Verfassers.

2. F. Boehmer. Beiträge zur Geschichte der Stadt Stargard in Pommern. H. 1. Stargard 1902. Geschenk des Verfassers.

Mittheilungen.

Zu ordentlichen Mitgliedern ernannt: Oberlehrer Dr. A. Krause, Regierungs- und Baurath Köpener in Stettin, Gerichts-Assessor Kolbe in Bahn.

Gestorben: Pastor Fabricius in Prohn bei Stralsund.

Die Bibliothek bleibt vorläufig geschlossen.

Das Museum ist Sonntag von 11—1 Uhr und Mittwoch von 3—5 Uhr geöffnet.

Auswärtige erhalten nach vorheriger Meldung beim Conservator Stubenrauch, Preussische Straße 22, auch zu anderer Zeit Eintritt.

Inhalt.

Johann August Kriebel, weyland Präpositus in Wolgast. — Pommersche Burgen. — Literatur. — Notizen. — Zuwachs der Sammlungen. — Mittheilungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. M. Wehrmann in Stettin. Druck und Verlag von Herrcke & Lebeling in Stettin.